

„Bruckners Musik ist groß, nicht laut“

Andris Nelsons schafft den Spagat zwischen Leipzig und Boston, Bruckner und Wagner.

Von Volker Tarnow

Alle Koordinaten wiesen in diese Richtung: Früher oder später musste Andris Nelsons das Gewandhausorchester übernehmen. Er wuchs auf in Riga, wo Richard Wagner zwei Jahre lang als Kapellmeister wirkte. Jetzt ist er Chefdirigent in Wagners Geburtsstadt Leipzig. Einer seiner Vorgänger dort hieß Arthur Nikisch, der in Leipzig die siebte Sinfonie Bruckners uraufgeführt hat – und wie Nelsons auch das Boston Symphony Orchestra leitete.

Herr Nelsons, der Weg von Riga nach Leipzig ist nicht allzu weit. Zwischen beiden Städten bestehen alte und tiefe Beziehungen.

Der deutsche Einfluss war in Riga tatsächlich stark, und in der Altstadt fühlt man sich oft, als wäre man irgendwo in Deutschland.

Können Orchester solche Traditionen bewahren?

Einige Leute behaupten, wer die beste „Symphonie fantastique“ erleben will, muss sie mit dem Boston Symphony Orchestra hören – das Repertoire dort lässt unschwer die französische Tradition erkennen. Und dank Kussewitzki haben sie außerdem eine Schostakowitsch-Tradition. Auch das Gewandhaus Leipzig hat seinen eigenen Klang

– nicht den berühmten „deutschen Klang“, aber es existiert zweifellos ein spezifischer Leipziger Klang, ein Dresdner Klang usw. Ich hörte als Junge, in der sowjetischen Zeit, erstmals Schallplatten mit dem Gewandhaus unter Kurt Masur und erinnere mich noch heute an diese beeindruckenden Aufnahmen – niemand sonst kann Mendelssohn oder Schumann spielen wie sie, so transparent und hell und zugleich so reich und tief.

Es ist keine italienische Musik...

(lacht) Nein, es ist nicht italienisch, und was Bruckner betrifft, eröffnete sich mir ein viel weitergehendes Verständnis seiner Sinfonien, weil die zahlreichen Passagen mit ppp in Leipzig fast wie Renaissancemusik klingen, wie ein Gebet, niemals seifig.

Diese besondere Qualität ist sehr gut zu hören auf Ihrer aktuellen Einspielung von Bruckners siebter Sinfonie: Sie wählen vergleichsweise langsame Tempi, die bei Bruckner absolut erforderlich sind, und Sie vertrauen nie auf große Effekte.

Bruckner hat nichts von Prahlerei, es ist reines Musizieren und musikalisches Denken. Das verrät ja schon sein Lebensstil, er kleidete sich wie ein Bauer, sodass die Leute sagten: Seht mal, was für ein seltsamer Typ. Und wie der



Zur Person

Andris Nelsons, der im November 40 Jahre alt wird, begann seine Dirigentenkarriere 2003 als Musikdirektor der Lettischen Nationaloper, in deren Orchester er zuvor Trompeter gewesen war. 2006-09 war er Chefdirigent der Nordwestdeutschen Philharmonie Herford, 2008-15 des City of Birmingham Symphony Orchestra. Seit 2014 ist er Music Director des Boston Symphony Orchestra, seit Februar 2018 auch Gewandhauskapellmeister in Leipzig.



Mensch ist auch seine Musik: niemals egozentrisch, niemals mit der Attitude „Das bin ich!“

Er war halt nicht Wagner!

Richtig. Ich liebe Wagner, aber die Unterschiede zwischen diesen beiden sind überdeutlich: hier donnerndes, großartiges Selbstbewusstsein, dort eine völlig andere Dimension, eine Hinwendung zu Gott.

Auch wenn Ihre Darstellung der Sieben von Bruckner die erforderliche Kraft entfaltet, ist sie doch niemals laut.

Ich denke, es handelt sich um tiefe und ehrliche Musik, und das Gewandhaus hat zum Beispiel die richtige Transparenz für die Piani, einen sehr tief empfundenen Klang, der sie groß macht, nicht laut. Das darf niemals nur weich klingen, ohne Konsistenz. Das künstlerische Ethos ist sehr ernsthaft und insofern weit entfernt von vielen anderen Stücken des späten 19. Jahrhunderts. Diese Unterschiede findet man überall, sogar in der zeitgenössischen Musik: tiefgründige und ziemlich oberflächliche Musik, gute Stücke und schwache ...

Nur werden die guten selten gespielt!

(lacht) Nun, in Bezug auf Bruckner muss ich sagen: Ich kann ohne seine Musik nicht leben. Das Gleiche gilt für Schostakowitsch, Beethoven, Wagner.

Erstaunlicherweise nicht für Jānis Ivanovs, den großen lettischen Komponisten!

Er hat wundervolle Sinfonien geschrieben, keine Frage, etwa die Vierte, die sogenannte „Atlantida“. Aber meinen Sie, seine Musik würde auch heute noch gehen, ist es Musik für unsere Zeit?

Ein westliches Publikum, das Schostakowitsch liebt, würde auch Ivanovs lieben. Er braucht nur einen Fürsprecher.

Und Sie haben ja schon Interesse an vergessenen Werken bekundet, als Sie vor einigen Jahren Heinrich Kaminski „Dorische Musik“ in Berlin dirigierten.

Kaminski ist sehr anspruchsvoll, er erinnert mich an Orgelmusik und Bruckner, bedient sich niemals irgendwelcher Effekte. Wer Kaminski verstehen und aufführen will, muss sehr weit in die Tiefe steigen.

Haben Sie überhaupt noch Zeit für derartige Entdeckungen?

Ich muss sagen, seitdem ich Chefdirigent zweier Orchester bin, habe ich in gewisser Hinsicht mehr Zeit als früher, weil ich mich jetzt auf Boston und Leipzig konzentriere und nicht mehr so häufig in anderen Städten auftrete. Eine der Ausnahmen ist Wien, wo ich mit den Philharmonikern an einem Beethoven-Zyklus arbeite. Praktischerweise ist mein amerikanisches Orchester im Dezember und Mai mit Boston Pops beschäftigt, sodass mir genügend Zeit für Leipzig bleibt. Ich arbeite grundsätzlich zwei, drei oder vier Wochen an einem Ort, kürzere Phasen sind nicht sinnvoll.

Sind Tourneen wirklich notwendig oder eine finanziell bedingte Belastung?

Tourneen habe ich immer geliebt, denn sie bringen die Musiker einander näher, tun der Seele eines Orchesters gut. Sie sind dann gezwungen, ihre Identität zu finden in unterschiedlichen Konzertsälen, unter täglich wechselnden Umständen. Es ist sicher angenehm, immer im eigenen Haus zu spielen – aber du beginnst zu glauben, alles würde automatisch laufen. Natürlich gibt es Grenzen für Menschen. Man muss die Balance finden. Musizieren ist eine große Freude, aber auch eine Herausforderung und eine Mission. Wir müssen überall unser Bestes geben, sollten überall das Maximum erreichen, selbst wenn es unsere letzten Ressourcen fordert. Drei Tourneen in einer Saison sind machbar, denke ich. Im September werde ich mit Boston auf eine zweiwöchige Europa-Tournee gehen, was Auftritte bei den BBC Proms und das Orchesterdebüt in der Elbphilharmonie einschließt. Anschließend kommt eine Gewandhaus-Tournee durch England, Schweden, Deutschland und Lettland, wo wir in Rigas Nationaloper spielen, weil die Stadt noch keine Konzerthalle hat. Aber

in Liepāja haben sie eine gebaut, und dort spielen wir auch. Im Januar folgen Paris, München, Wien, Hamburg und Luxemburg und schließlich Japan und China im Frühling.

Wie eng fühlen Sie sich mit Ihrem Heimatland noch verbunden?

Richtig verlassen habe ich es nie. Nach dem Studium in Riga habe ich das Konservatorium von Sankt Petersburg besucht. Ich habe Trompete im Orchester der Lettischen Nationaloper gespielt, dessen Chefdirigent ich später wurde. Seitdem ich dieses Engagement beendet habe, kehre ich in den Ferien regelmäßig nach Lettland zurück. Der Sommer und vor allem Weihnachten sind die Zeit, in der ich neue Werke studieren und alte auffrischen kann. Allerdings steht im Sommer auch Tanglewood auf dem Programm, ein wunderbares Festival dank der Kombination von sinfonischen Konzerten des Bostoner Orchesters mit Education-Programmen, Oper, Kammermusik, zeitgenössischer Musik – inmitten dieser wunderschönen Natur. Kussewitzki hat das Festival gegründet, Bernstein liebte es sehr. Daher wird dieses Jahr mein Sommer eher kurz sein, doch grundsätzlich habe ich viel mehr Zeit, als ich es gewohnt bin.

Für Ihre Trompete?

(lacht und greift nach dem Instrument auf der Couch) Die ist zum Vergnügen und zur Erholung. Und durchaus schwierig. Professionell Trompete habe ich zuletzt vor sechzehn Jahren gespielt. Vor zwei Jahren hat mir Håkan Hardenberger ein Exemplar geschenkt, also habe ich noch einmal begonnen und habe auch Stunden bei ihm genommen. Hin und wieder spielen wir zusammen, zum Beispiel hier in kleinen Clubs oder Bars, wo wir uns der Blechmusik widme, begleitet von einigen Streichern – das ist ein wenig wie die Abende in der alten Zeit, als Musiker spontan zusammenkamen.

„Seit ich
Chefdirigent
zweier Orchester
bin, habe
ich mehr Zeit.“

Macht es einen Unterschied, ob ein Dirigent auf der Geige oder Trompete oder am Schlagzeug ausgebildet wurde?

Im Baltikum gibt es bekanntlich eine Unmenge von Chören und Chordirigenten,

das hat Tradition bei uns. Aber ein Orchester zu dirigieren, ist etwas ganz anders. Während meiner Studienzeit hieß es immer, ein Dirigent, der auch ein Orchesterinstrument professionell spielen kann, ist besser als einer, der nur das Klavier beherrscht. Für mich waren jedenfalls die Jahre als Orchestermittglied die denkbar beste Schule, man lernt so viel von guten Dirigenten und auch von nicht ganz so guten, man lernt Repertoire und Analyse. Ein Dirigent hat nicht nur die Emotionen der Musik zu erfassen; das Wichtigste und Schwierigste ist, sie auch dem Orchester zu vermitteln, und zwar auf eine Art zu vermitteln, dass ihm die Musiker glauben und vertrauen und dass sie ihm folgen. Darin besteht das ganze Geheimnis des Dirigierens. Ich habe zwar nur fünf Jahre in einem Orchester gesessen, aber ich habe in Sinfoniekonzerten gespielt, in der Oper,

TASTEN, DIE DIE WELT BEDEUTEN



Ab 07.09.2018



Ab 14.09.2018



Ab 28.09.2018

Berlin Classics präsentiert die Welterstaufnahme eines Solo-Organprogramms aus der Elbphilharmonie Hamburg mit Titularorganistin Iveta Apkalna: *Light & Dark*.

Das Fauré Quartett bereichert die bewegte Werkgeschichte der *Bilder einer Ausstellung* und *Études-Tableaux* und besticht durch phänomenal wendige Klangvielfalt.

Nach ihren vielgelobten Chopin-Nocturnes widmet sich die Pianistin Claire Huangci dem zweiten Klaviergiganten am anderen Ende der Romantik: Sergei Rachmaninow.

www.berlin-classics-music.com

Termine

mit dem Gewandhausorchester in Leipzig: 27./28./30.9. Mahlers Fünfte und Martinssons bzw. B. A. Zimmermanns Trompetenkonzert

4./5.10. Mahlers Erste und Tschaikowsky

auf Tournee: 7.10. Frankfurt/Main, 8./9.10. London, 11.10. Malmö, 12.10. Stockholm, 13./14.10. Riga, 16.10. Liepaja, 18.10. Mannheim, 19./20.10. Dortmund

Aktuelle CDs



Bruckner: Sinfonie Nr. 7, **Wagner:** Siegfrieds Trauermarsch; Gewandhausorchester, Andris Nelsons (2018); Deutsche Grammophon



Schostakowitsch: Sinfonien Nr. 4 und 11; Boston Symphony Orchestra, Andris Nelsons (2017); Deutsche Grammophon

Kammermusik und Soli – das ist eine unschätzbare Hilfe.

Welche Rolle spielt die Nationalität? Was halten Sie von der Behauptung, nur russische Orchester und Dirigenten könnten Schostakowitsch verstehen?

Für Orchester trifft das keinesfalls zu. Natürlich ist diese Musik geprägt von der politischen Situation, aber ein Genie wie Schostakowitsch geht doch über solche Grenzen hinaus. Sein Werk ist sehr komplex, es kann für unterschiedliche Menschen ganz unterschiedliche Bedeutung gewinnen. Und auch für ein und denselben Dirigenten bleibt es niemals unverändert. Man schaut immer wieder in diese Partituren. Das ist ein langer Prozess. Schostakowitsch, Bruckner und Mahler mit dreißig Jahren zu dirigieren oder mit achtzig, macht einen großen Unterschied.

Ihre Einspielung von Bruckners Siebter zeigt fast dieselben Zeitmaße wie Celibidaches frühe Stuttgarter Aufnahme, während er später in München allein für das Adagio fünf Minuten mehr benötigte. Oskar Fried wiederum war 1924 mit diesem Satz zehn Minuten schneller! Können Sie sich vorstellen, eines Tages solche extremen Maße zu erreichen?

Es verändert sich unaufhörlich und nicht immer aus bestimmten Gründen. Das absolute Gegenteil meiner heutigen Tempi werde ich wahrscheinlich nie an-

schlagen, aber ich befinde mich auf einem Weg. Zur Zeit liebe ich eher langsame Tempi. Musik bedeutet nicht permanent große Energie und andauerndes Feuer, es muss Entspannung da sein in der Musik wie im Leben. Jungen Menschen fällt es sehr schwer, zu dieser Entspannung zu kommen und der Musik die nötigen Ruhepausen zu verschaffen. Und dann genau jenen Moment zu finden, wo das Feuer wieder anzufachen ist. Ich empfinde mehr und mehr die Notwendigkeit der Gegensätze. Ob es nun langsam oder schnell ist, man muss ein Gefühl für die große Linie entwickeln, auf der letzten Endes die ganze Architektur eines symphonischen Stückes beruht. Es ist alles eine Frage der Entwicklung – im Leben und in der Musik. Man braucht ein gewisses Alter für solche Einsichten.

Ein namhafter russischer Dirigent hat mir mal erzählt, dass ihm als jungem Mann nur das Scherzo der „Symphonie pathétique“ gefiel, weil er da seine Schlagtechnik demonstrieren konnte, während er das Adagio lamentoso bedeutungslos fand...

Der Kontrast zwischen diesen beiden Sätzen ist absolut erschreckend und ein Beispiel dafür, wie Musik Gegensätze zusammenbringt: im Scherzo die Hektik all des Negativen um uns herum, ein Marsch des Bösen, und dann der Kontrast von plötzlicher Stille und Lebewohl. So etwas kann nur Musik. ■



Das Leipziger Gewandhausorchester

Foto: Jens Gerber, 2015



Seine Wurzeln reichen bis ins späte 15. Jahrhundert zurück, doch sind es recht magere Wurzeln. Die Bildung eines ernst zu nehmenden Orchesters ereignete sich erst 1743, und auch da war man mit 16 Musikern noch ein Stück entfernt von der heutigen 185-köpfigen Besetzung. Kein Orchester ist größer, nur sehr wenige haben eine vergleichbare Bedeutung. Sie beruht auf dem traditionsreichen Bürgertum der Stadt, das diese Institution ins Leben rief und nach wie vor mit einem hochgebildeten Publikum versieht, auf vielen namhaften Chefdirigenten und auf Uraufführungen epochaler Werke – wie Schuberts Großer C-Dur-Sinfonie und Bruckners Siebter – und nicht zuletzt auf der seit Jahrhunderten gepflegten Spielkultur. Die Glanzzeit des Orchesters war die Romantik, als es von Felix Mendelssohn Bartholdy geleitet wurde. Da überstrahlte sein Name alles, was sich in Wien, Paris und London an Ensembles finden ließ. Leipzig lockte, auch durch sein Konservatorium, noch bis ins 20. Jahrhundert junge Komponisten aus der ganzen Welt in die Stadt. Die „Leipziger Schule“ geriet zu einer, nicht immer freundlich gemeinten, Stilbezeichnung konservativer Observanz. „Wahre Freude ist eine ernste Sache“, lautet seit 1781 das künstlerische Credo des Klangkörpers.

Mit Arthur Nikisch und Wilhelm Furtwängler konnte das Orchester die beiden herausragenden Dirigenten ihrer Zeit vorweisen, die es sich allerdings mit den Berliner Philharmonikern zu teilen hatte. Franz Konwitschny führte das Gewandhaus durch die nicht gerade einfachen Gründungsjahre der DDR, Kurt Masur sorgte für internationales Prestige, obwohl er etwas zu wild war für den Leipziger Stil. Unter seine Ägide bezog man 1981 das neue Gewandhaus am Augustusplatz. Der ideale Gewandhauskapellmeister hieß Herbert Blomstedt; er verkörperte wie kein Zweiter die Kultur und den Geist des Orchesters. 2005 übernahm Riccardo Chailly die Position, 2018 Andris Nelsons.

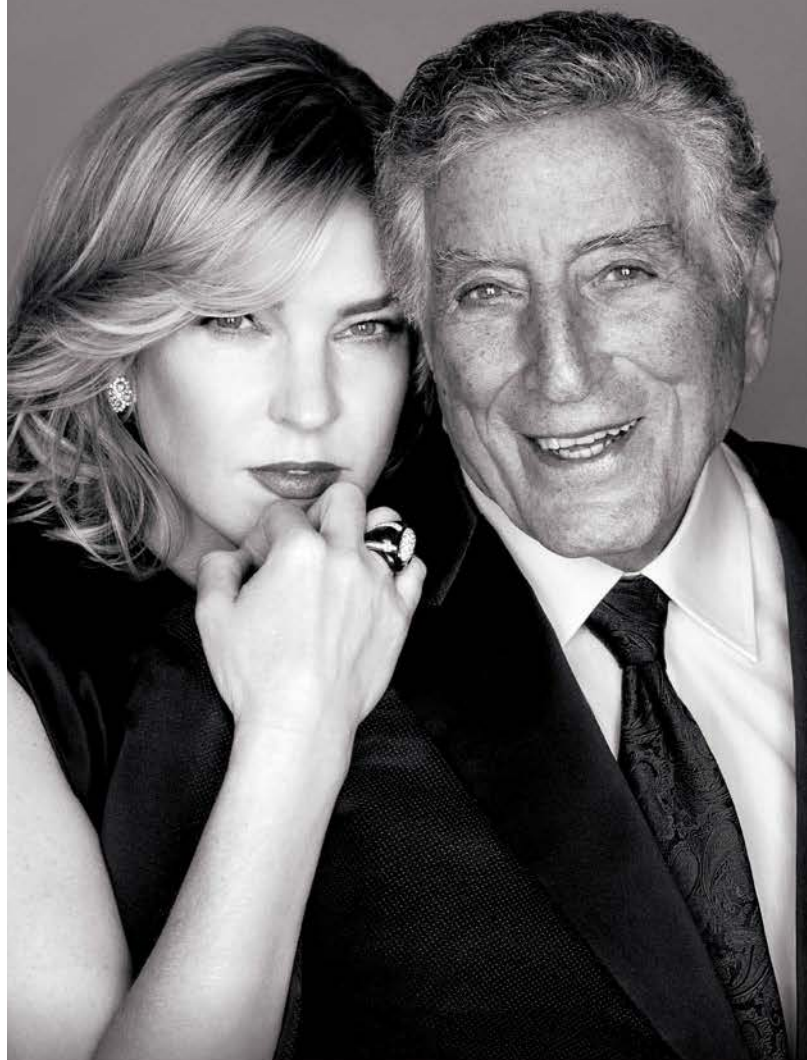
Das Orchester spielt in der laufenden Saison 70 Sinfoniekonzerte im Gewandhaus, hinzu kommen die Aufführungen in der Leipziger Oper, in der Thomaskirche und in der Musikhochschule, vereinzelt auch in den Wohnhäusern von Mendelssohn und Schumann. Zudem stehen 14 europäische Städte auf dem Reiseplan. Im Frühjahr führt eine Tournee nach Japan und China.

Volker Tarnow

TONY BENNETT & DIANA KRALL

LOVE IS HERE TO STAY

with THE BILL CHARLAP TRIO



ZWEI WELTBERÜHMTE VOKALISTEN
DES JAZZ GEBEN SICH EIN
EINZIGARTIGES STELLDICHEIN.
MIT VERSTAND, HERZ UND SWING
FEIERN SIE DIE SONGS
DES GROSSEN GEORGE GERSHWIN.

Erhältlich auf CD,
LP (limitiert), und digital



www.jazzecho.de

